

HOLGER ZABOROWSKI · WASHINGTON D.C.

JUNGES LICHT, ALTES DUNKEL  
ODER: VON ERFAHRUNG  
UND ENTDECKUNG DER FREIHEIT

*Zu Ralf Rothmanns «Junges Licht»*

«Das Kunstwerk lehrt uns nichts – es lehrt uns alles.»<sup>1</sup>

*Andrej Sinjowski*

«Ich mag den Staub, / Ich kann Licht riechen.»<sup>2</sup>

*Ralf Rothmann*

Schon wieder? Nach Vorabdruck in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, zahlreichen Besprechungen in den Feuilletons aller großen und vieler kleiner Tages- und Wochenzeitungen, nach Lob und Begeisterung in Funk und Fernsehen, nach Preisen und Laudationes noch einmal Ralf Rothmann? Noch einmal *Junges Licht*, jener Roman, der viele Bewunderer schon gefunden hat und den die Kritik in seltener Eintracht mit Lob und vielen begeisterten Worten bedacht hat? Ohne Frage: Man könnte einer Mode erliegen, einem Trend nachrennen, der sich, bei anderem als nur jungem Lichte betrachtet, als nicht viel mehr denn als Schall und Rauch erweisen könnte, einer Eintagsfliege, die in dem Licht, das auf sie geworfen wird und von dem sie sich – wer wollte dies leugnen: auch – angezogen fühlt, verbrennt. Schließen die Eulen der Literaturkritik sich nicht gerade deshalb den Eulen der Minerva an, lassen sie nicht mit ihnen in trauriger Zweisamkeit ihren Blick schweifen und fliegen daher erst in der Dämmerung, im schwindenden Licht? Was aber bleibt, stiften zwar die Dichter, gewiß, aber die Zeit spricht auch ihr Urteil, ein Urteil, auf das es mit der Zeit zu warten gilt.

*HOLGER ZABOROWSKI, Jahrgang 1974; Studium der Theologie, Philosophie und Klassischen Philologie in Freiburg i.Br., Basel und Cambridge; Promotion an der Universität Oxford. 2002-2005 Wissenschaftlicher Assistent für Religionsphilosophie an der Universität Freiburg i.Br.; seit 2005 lehrt er Philosophie an der Catholic University of America, Washington D.C.*

Aber Literatur ist nicht immer für die Ewigkeit, für die erhabenen Höhen des Klassischen geschrieben. Meist gilt das Gegenteil – und das ist keinesfalls von Nachteil. Ob etwas bleiben wird, ob es zu einem bleibendem Wort wird, liegt ohnehin in keines Menschen Hand. Gerade Romane haben zunächst ihre eigene Zeit und Stunde, und es bleibt immer offen, ob sie darüber hinaus, nach ihrer – ersten – Zeit, noch zu sprechen vermögen und zu klassischen, das Leben der Menschen immer wieder neu bestimmenden Texten werden oder ob sie Gewicht und Kraft mit ihrer Stunde verlieren und zu wenig mehr als Objekten unserer historischen Anschauung, unseres sammelnden Interesses an dem, was einst mal war, werden. Ob Rothmanns *Oeuvre*, ob *Junges Licht* bleiben wird, diese Frage lässt sich hier nicht – noch nicht – behandeln. Die Zeit mag ihr Urteil sprechen. Erörtern lässt sich aber, wie und warum Rothmann heute so sehr zu uns sprechen kann, worin der Reiz, der unaufdringliche Charme seiner Prosa liegt, welche Welt er erschließt und seinen Lesern eröffnet, wo und wie diese Welt zu berühren und anzurühren vermag. Zum Lesen lässt sich immer verführen, zum Lesen und, vielleicht, Wieder-Lesen, zum zeitvergessenden Versinken und Eintauchen in eine andere, eine fremde Welt, die es – vielleicht – erlaubt, dass wir uns selbst näher kommen: Anregungen zur Auseinandersetzung und Kritik, zum Widerspruch, Weiterdenken oder Weitersinnen. Und daher: Ja, noch einmal. Ein weiterer Versuch der Annäherung, aus einer gewissen zeitlichen Distanz heraus, aber noch nicht in der Dämmerung – immer noch, noch einmal: *Junges Licht*.

Annäherung: Das bedeutet hier, sich an etwas anzunähern, nicht aber: sich etwas anzunähern und es sich gleich und ähnlich zu machen, es heißt: Differenz, Spannung zu ertragen, sich selbst infrage stellen zu lassen, sich Fragen und, vielleicht auch dies, mögliche kritische Anfragen vorgeben zu lassen und nicht vorschnell – anderswo, im Altbekannten und Bewährten – nach Antworten zu suchen. Annäherung an eine erfahrungssatte Beschreibung von Wirklichkeit, an eine Fülle von Eindrücken, die sich, so zart, so gefährdet, so empfindlich sind sie, kaum fassen lassen, die sich auflösen, wenn sie zu lange der Welt und Betrachtung ausgesetzt sind, die aber doch bleiben, sich einprägen, als Erinnerung, als Stimmung, als Gefühl: «In die noch unberührte, schwarzglänzende Schicht hatte sich ein Skelett eingedrückt, ein Vogel wohl, nicht größer als eine Kinderhand und mit einem verdrehten Flügel. Statt eines Schnabels hatte das Wesen jedoch einen spitz zulaufenden Kiefer, der sich so deutlich abzeichnete auf dem schwarzen Grund, dass man die winzigen Zähnen erkannte, jedenfalls einen Augenblick lang. Doch dann löste der Sauerstoff alles auf, die feinen Linien verschwammen vor den Augen des Mannes, was ihn momentlang schwindelig machte, und als er auch den anderen Handschuh abstreifte – er schlackerte ihn weg – und über die Reste des Bildes fuhr, zerfiel es zu Staub. Doch

einen Moment lang hatte er etwas von der Kontur gefühlt, den zarten Krallen und einen leisen Schreck bekommen – ähnlich dem, der einen durchfährt, wenn man mit den Fingerspitzen über die Rückseite eines Briefes streicht und dabei noch die Hand, ihren Druck, eines längst Verstorbenen fühlt.»<sup>3</sup> Eindrücke, die Schwindel erregen, die erschrecken machen, aber ganz nahe an sonst verborgene Schichten und Gestalten kommen lassen. Annäherung an eine Nähe, die vielleicht immer schon da war, an eine Vertrautheit mit Figuren, mit Themen und Konflikten, an ein vielleicht nicht ganz so junges Licht, sondern ein älteres und immer wieder junges Licht.

Denn das Licht, um das es geht – was erscheint in ihm? Was wird sichtbar? Vieles: Ein Sommer in den sechziger Jahren, Hitze und Staub, Sozialgeschichte und Milieustudie, eine selbstvergessene Lust am Fabulieren, Hinsehen, Beschreiben und Hinweisen, Familien- und Schicksalskonstellationen, Abgründe von Freundschaft und Autorität und die seltene Stunde wortarmen Verstehens, aber vor allem dies: die Entdeckung und Erfahrung der Freiheit. Um diese Helle, die Freiheit, die alles Tun in eine anderes Licht taucht, geht es: «Wenn du dich für die Freiheit entschieden hast, kann dir gar nichts passieren. Nie.»<sup>4</sup> Wem stockte nicht bei diesem Gedanken der Atem: Nie? Freiheit? Entscheidung? Große, unverzichtbare Worte, keine Frage, immer in der Gefahr, zu abstrakten Spekulationen missbraucht zu werden, immer in der Gefahr, von Theoretikern und Alleswissern in den Schatten gestellt, reduziert, karikiert, nicht recht zum Leuchten gebracht zu werden.

Und bei Rothmann? Von Freiheit wird hier anders, vermittelt nur, bis auf eine, die zitierte Stelle nicht ausdrücklich gesprochen. Freiheit wird erfahren und gelebt – in der Gebrochenheit und Unsicherheit, die nicht nur ersten Schritten im unbegrenzten Land der Freiheit eigen ist. Vielleicht liegt der Reiz von *Junges Licht* gerade darin, dass Rothmann nicht über diese großen Ideen schreibt, sondern sich ihnen indirekt annähert, sie vorsichtig ins Licht rückt, nicht erzählt, was sie sind, sondern welches Leben, welche Erfahrungen ihnen zugrunde liegen: eine Archäologie der Freiheit in kurzen, dichten Episoden, kleinen Miniaturen und Fragmenten nur eines einzigen, aber doch so zentralen, alles neu zentrierenden Sommers. «Ich würde nur», so ein anderes seiner alter Egos, «über das Wunderbare schreiben, also über Blumen, das Herz einer Hummel, Silberreihher im Luftkampf oder Milch – wie toll das aussieht, wenn die überkocht. Und über Frauen natürlich, ihre Schönheit, die einem oft mehr zu schaffen macht als das Licht von zwanzig Wintern.»<sup>5</sup>

So wenig passiert in *Junges Licht*, und doch so viel, so viel Wunderbares. So sehr man die Hitze und Reglosigkeit des Sommers, die Zeitlosigkeit der Sommerferien des zwölfjährigen Helden und Antihelden der Freiheit spürt, so sehr man also inne hält und ihm, dem ruhigen, in seiner Introvertiertheit

ein wenig immer außen stehenden Julian folgt, auf recht unspektakulären Wegen, zum Einkaufsmarkt oder Baggersee, zur Schule oder auf seinen Streifzügen durch das Umland, so sehr erfährt man auch die Melancholie, die diesem Sommer inne wohnt, die leise Melancholie des Abschieds, des Abschiednehmen-Müssens von einer vergangenen, einer unschuldigen, aber auch noch nicht in vollem Sinne freien Welt, der unbeschwernten Welt der Kindheit.

Denn die Entdeckung der Freiheit, die Entscheidung für die Freiheit bedeutet auch, Abschied zu nehmen, erwachsen zu werden, neue, andere Schritte im Leben zu gehen, Erfahrungen zu machen, die vorher nicht möglich waren, von der Tiefe und Schönheit des Lebens, den Abgründen und Gefahren, den Herausforderungen und Chancen, den Reizen und oft verpassten Gelegenheiten. Nach diesem Sommer, nach diesen langen und scheinbar doch so ereignisarmen Ferien, ist nichts mehr, wie es einmal war. Die Änderung ist nur in Nuancen, in feinen Schattierungen spürbar, sie schreibt sich weiter in der Phantasie der Leser – eine Entscheidung vielleicht, die kaum ganz bewusst, kaum ganz unbewusst gefällt worden sein mag, die selbst voraussetzt, wozu sie sich aller erst noch entscheiden musste, ein Imperativ, eine Tatsache, die es anzunehmen gilt. Und somit ein neues «Wenn» und neues «Nie».

Doch die junge Freiheit, die Entscheidung zu ihr, ist nicht unangefochten. Und nur in der Anfechtung scheint die Entscheidung zu reifen, langsam, in unbewussten, vorsichtigen Schritten, die die einzelnen Episoden von *Junges Licht* feinfühlig nachzeichnen – in den Momenten der immer nur versuchten, immer nur angedeuteten Verführung durch Marusha, der feschen, frühreifen Nachbarstochter, in den Nachstellungen des pädophilen Nachbarn, Marushas Vater, in den dummen, den dreisten Scherzen und Angriffen der Kumpels und Freunde, aber auch in der Entdeckung der Verantwortung: für Zorro, den Hund, dessen sich Julian liebevoll annimmt, für seine jüngere Schwester, seine kranke Mutter und seinen Vater, er, der Große, der mit der Verantwortung sich für den Ernst des Lebens – die Freiheit – entscheidet und immer auch Grenzen der Freiheit erfährt, einsieht, einsehen muss, dass Freiheit immer je eigene Freiheit ist und dass die Freiheit des anderen (und damit auch die Reue des anderen) nicht übernommen werden kann.

Das, diese Einsicht in das, was Freiheit eigentlich bedeutet, zeigt sich in einer Szene, die vielleicht zu den kraftvollsten des Buches gehört, jene kleine Episode im Beichtstuhl, in der Julian das Vergehen eines anderen, die Sünde, den Ehebruch des eigenen, nicht zur Kirche gehenden Vaters beichten und – in einer unbewussten, aus der Tiefe kommenden *imitatio Christi* vielleicht – auf sich nehmen will. Nur: Es geht nicht. Es kann sich das Fahrrad seines Vaters ausleihen, kann sich dieses, seines Vaters Fahrrad sogar stehlen lassen,

kann in der Hitze der Nacht des Vaters Tee aus dem Kühlschrank trinken, nur: für den Vater Reue zeigen, ihm die Entscheidung seiner eigenen Freiheit abnehmen, für jemanden beichten, das kann er nicht: «Also hör mal zu, mein Junge», so lapidar der Pfarrer, «Um es kurz zu machen: Kein Mensch kann für einen anderen beichten. Das muss er schon selbst tun. Denn zum Beichten gehört die Reue, wie du weißt. Sonst wäre es ja sinnlos. Und du kannst nicht die Verfehlungen eines anderen bereuen.» Julian verspermt sich zunächst dieser Einsicht – «Nein? Warum nicht?» –, der Pfarrer antwortet energischer: «Julian! Was soll die Frage! Das ist doch logisch, oder? Wenn, sagen wir, deine Schwester die Puppe ihrer Freundin kaputtmacht, mutwillig, kannst *du* das doch nicht für sie bereuen.» Julian, so erfahren wir, bleibt unsicher – «Nicht?» – und antwortet störrisch: «Aber doch ... Natürlich kann ich das!» Julian wehrt sich gegen die Einsicht, dass er nicht die Schuld eines anderen beichten könne, und, wie um den Pfarrer und all seine theologische und menschliche Logik auszutricksen, verdoppelt sich die Zahl der ihm aufgetragenen Gebete. Doch, so geht es nicht, und Julian wird sich immer mehr auch dessen bewusst, dass es so nicht gehen kann, dass Freiheit immer nur eigene Freiheit sein kann und dass Sünden noch nicht einmal vom Vater auf den Sohn übertragbar sind, sondern immer unsere je eigenen Vergehen sind, dass wir selbst für uns, die Taten unserer Freiheit, Verantwortung zu tragen haben.

*Junges Licht* steht unter einem Motto von Leonhard Cohen: «Here is the night, / The night has begun; / And here is your death / In the heart of your son.» Der Vater stirbt im Sohne, das alte Licht verlischt im neuen, jungen Licht, Kinder sind nicht Fortsetzungen oder zeitliche Verlängerungen ihrer Eltern, sie sind nicht identisch mit ihnen, so sehr sie auch sie, ihre Eltern, sind, sondern sie stehen in eigenem Licht und strahlen dieses aus. Und dieses, das junge Licht, verlangt den Schatten, die Dämmerung des alten Lichtes, den Tod, der radikal wie die Freiheit immer nur ein eigener sein kann. Und dies, diese Folge von Generationen, der Blick zwischen Vater und Sohn, ein Blick der Liebe, des Vertrauens, aber auch der Fremdheit und Verstörung, zeigt sich auch immer wieder in *Junges Licht*: So sehr es um das junge Licht, die Entscheidung eines Sommers geht, so sehr geht es auch um die alte, sich der Nacht annähernde Freiheit des Vaters, in liebevollen Skizzen, in Ausflügen in die Welt unter Tage, eine stille, ganz feine Hommage, bei der man einen biographischen Hintergrund vermuten kann. Rothmann hat ein anrührendes Gedicht «Tod des Vaters» geschrieben, das einen – einen möglichen – Schlüssel bietet, *Junges Licht*, die Folge der Generationen, die Identität und Differenz von Vater und Sohn, den Übergang von Licht ins Dunkel, das Verlöschen und immer neue Auf-flackern von Licht, den Rhythmus von Tag und Nacht, Schlafen und Wachen als Urphänomene menschlichen Daseins zu verstehen: «Abgebrannt

trug ich seine Schuhe, den schwarzen Anzug. / Entfernte Verwandte verwechselten unseren Namen. / Gleich, dachte ich dem Bergmann nach, als sein Sarg / in der Erde verschwand, jetzt bist du unter Tage. / Nach dem Begräbnis schlief ich in seinem Bett und träumte, / dass meine Freundin endlich schwanger sei. / Ich wollte nichts mitnehmen, kein Hemd, kein Foto. / Doch Tage später fuhr ich zurück und holte mir sein / Rasierzeug. Seit er tot ist, wächst mein Bart stärker.»<sup>6</sup> Dieses Gedicht, die Allgemeingültigkeit dieser Urphänomene, dieser doch so ganz eigenen, ganz privaten Erfahrung verweist daher auch auf einen weiteren als rein biographisch bestimmten Horizont, den Rothmanns Erzählen eröffnet: Denn das Ruhrgebiet, von dem Rothmann – nicht nur in diesem Roman – schreibt, ist mehr als nur ein großes deutsches Industriegebiet, es wird zur Welt, zum Ort, an dem sich der Mensch zu bewähren hat – sei es nun unter oder über Tage, der Mensch steht im Licht, das seine Freiheit ist. *Wir*, ob wir letztlich wollen oder nicht, stehen in diesem Licht.

Hier aber stoßen wir auf einen der Gründe, warum *Junges Licht* so enthusiastisch besprochen und diskutiert wurde, warum Rothmanns Stimme doch über die vielen anderen Stimmen zeitgenössischer Literatur hinaus von Bedeutung sein mag und warum man von seinen Romanen, seinen Helden und Antihelden in einer Weise berührt wird, die nur jenem Licht zu eigen ist, das aus dem Alten, der Tiefe, dem Unvordenklichen, zu uns hervordringt. Denn anders als in so zahlreichen, zu vielen anderen Werken der neueren deutschen Literatur, in der das Ich des Autors mit seinen Problemen, seinen exzentrischen oder ganz langweilig-alltäglichen Gewohnheiten und seinem Ekel vor Welt, Ich und Gott so dominant im Vordergrund steht, in der die Welt der globetrotzenden Helden zum Vorhof eigener, auf das eigene Ich fixierter Phantasmagorien wird, das einzelne Ich sich derart dominant in einen flachen, nicht in der Tiefe menschlichen Erlebens verwurzelten Vordergrund drängt, dass das Allgemeine zu einer bloßen Funktion des Besonderen, das Objektive zum Spielball des Subjektiven und das Menschliche zum Spiegel des Individuellen wird, anders als in diesen Befindlichkeitsspiegelspielen vermag es Rothmann, die Erfahrung des einzelnen, Julians Entscheidung für die Freiheit, seinen Abschied und neuen Anfang, auf das Allgemeine hin durchzubrechen, und zwar nicht mit einer allgemeinen Lehre oder Moral (wie öde auch diese Option), sondern einer Beschreibung von nahezu mythischer Kraft und Einfachheit, einem Beschreiben dessen, was irgendwie immer war und immer wieder geschieht, das große, nie recht auszuschöpfende und ausdrückbare Mysterium von Freiheit, Schuld und der Tiefe der Wirklichkeit, die Grund und Abgrund zugleich ist: Ihm sich zu entziehen, ist nur um einen hohen, immer wieder aber in Kauf genommenen Preis möglich, den Verlust der Wirklichkeit: «Weglaufen gibt's nicht. Wohin du auch gehst, du bist auf der

Welt, mein Junge. Und die ist immer dieselbe. Also bleib, wo du bist, und wenn sich ein Gewitter zusammenbraut, sag dir: Es geht vorbei, auch das schlimmste.»<sup>7</sup>

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Andrej Sinjawski, *Abram Terz: Eine Stimme im Chor. Aufzeichnungen aus der Haft*, mit einem Vorwort von Igor Golomstock, München 1978, 214.

<sup>2</sup> Ralf Rothmann, Moos und Flechten, in: *Gebet in Ruinen. Gedichte*, Frankfurt am Main 2000, 62.

<sup>3</sup> Ralf Rothmann, *Junges Licht*, Frankfurt am Main 2004, 47.

<sup>4</sup> Ralf Rothmann, *Junges Licht*, 212.

<sup>5</sup> Ralf Rothmann, *Flich, mein Freund!*, Frankfurt am Main 2003, 58f.

<sup>6</sup> Ralf Rothmann, Tod des Vaters, in: *Gebet in Ruinen. Gedichte*, 47.

<sup>7</sup> Ralf Rothmann, *Junges Licht*, 212.